

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 37.

Sonntag, den 21. Februar.

1914

51

Gyldholm.

Eine Landarbeitergeschichte von J. Sjøldborg.

„An der östlichen Dufe des Heubodens liegt ein herrlich frisches Bund Stroh!“ ruft Per ihnen nach.

Maren blinzelt dem Fallinger Knechte zu und sie schlüpfen zur Tür hinaus.

„Geht zum Teufel!“ murmelt Nis.

Doch Per ermuntert ihn: „Kopf hoch, Nis! Frauenzimmer und junge Katzen gibts im ganzen Land!“

Und dann nimmt das Liebespiel in der Spinnstube seinen Fortgang.

Doch drüben am Ofen sitzen zwei und schauen zu.

Auf der einen Seite die Thilde. Sie hat einen schiefen Mund und ein schief gezogenes Auge. In ihre Tür pocht niemand. Es geht ihr, wie dem alten, fleckigen Apfel, niemand hat Lust, hineinzubeißen.

Und auf der anderen Seite sitzt Mas Buus. Mit den Augen eines Verrückten starrt er unentwegt auf Sophie hin, und sein Wahnsinn steigert sich im Laufe des Abends.

So sitzen die beiden Abend für Abend.

Jetzt erfolgt der Aufbruch.

Die jungen Leute gleiten auf den dunklen Gang hinaus, wo ein Rischen und vorsichtiges Trippeln ertönt, das langsam in den Kammern, Winkeln und Treppen hinunter erstirbt.

Per und Sophie begeben sich in die Schlafkammer der Mägde, wo auf dem Boden eine Reihe von Betten steht und eine zweite Reihe oben drüber angebracht ist, zu denen Treppen hinauführen.

Drunten im Hofe steht Mas, die Stirn an die Mauer gelehnt.

Und aus einer Oeffnung zwischen zwei Giebeln schlüpfen schnell ein Mann und ein Weib heraus. Sie eilen dem nahen kleinen Walde zu.

Nis und ein paar andere schleichen hinter ihnen her, krabbeln durch die Hecke, waten mühsam durch das gepflegte Land, stolpern, erheben sich wieder und eilen vorwärts, wobei sie spähen und flüstern, als wären sie auf der Jagd. Sie nähern sich in weitem Boden und legen sich beim Waldeingang auf die Lauer.

Als Maren und der Fallinger Knecht erscheinen, springt Nis auf und ruft: „Nun sollst Du meiner Seel geschlachtet werden!“

Der Knecht blickt sich schon um, und im selben Augenblick packt ihn Maren derb an und wirft ihn zur Erde, streckt sich flach deckend über ihn und ruft: „So, bitte!“

Sie sagt das so bestimmt und derb und das Ganze hinterläßt einen so starken Eindruck, daß Nis und die anderen sich langsam unter neckenden Worten und hämischen Zurufen entfernen.

Nun schreiten die Liebesleute hinein in den Gyldholmer Wald, der über ihren Köpfen rauscht.

Und fort und fort tönt es wie das Rauschen von Riesenschwingen durch die dunkle Nacht.

III.

Beim Schein der Laternen schiebt Anders den vierräderigen Futterwagen den gepflasterten Stallgang entlang. Bei jedem Tier hält er an, um die Krippen zu füllen, und so oft er mit leerem Häckselkübel den Stand verläßt, aleitet die Hand liebevoll über den Pferderücken hin.

Auf dem Futterwagen sitzt Laust, die alte grane Kage. Laust macht regelmäßig diese Fahrt hin und zurück vom ersten bis zum letzten Stand mit, und so aravitätisch mit eingezogenem Kinn und vornehm blinzeln sie da, als sei sie die alte Komtesse selber, wie sie das Schloß verläßt und die Allee hinunter fährt.

Die Knechte kommen von der Abendmahlzeit zurück.

Sie stehen im Schatten der Toröffnung und schauen sich um, als wüßten sie nicht recht, was sie nun anfangen sollen, gleich einer Schar Schuljungen, die das Bedürfnis fühlen, irgendwelche Dummheijungstreiche zu verüben, da der Schulmeister sie nicht mehr beobachten kann.

Sie erwarten den Probianfkutscher, der auch ihnen aus der Stadt allerlei Päckchen mitbringen soll.

Als Laust vorbeifährt, küßt der eine Knecht höflich seine Mütze und begrüßt sie voll ehrerbietiger Schelmererei.

Laust scheint ihm wirklich herablassend zuzublinzeln. Die meisten lachen und einer von ihnen sagt: „Na, das ist ein Teufelsvieh!“

Annakathrine erscheint unter dem knarrenden Torflügel mit fliegenden, vom Herbstwind aufgebauschten Röcken. Sie bringt den Katzen Milch. Sie ruft in Türen und Lufen hinein, und zärtliches Miauen antwortet ihr von allen Seiten. Auf Läden und Dielen ertönt ein Plumpfen und Springen und Kraken der Krallen an den Holzpfehlern, und glühende Katzenaugen funkeln aus dem Halbdunkel hervor. Aus allen Winkeln eilen sie herbei, große und kleine, wilde und zahme, fleckige, schwarze und grau. Zweiundzwanzig Katzen.

Sie pflanzen sich vor langen Holztrögen auf, die Annakathrine mit Milch füllt.

Laust hat jedoch seinen eigenen Trost.

Sogar die Katzen sind der Rangordnung unterworfen, die auf Gyldholm herrscht.

Während die vielen hellroten Katzenzungen die weiße Milch schlappen, stehen die Knechte einen Augenblick in stilles Anschauen verfunken da.

Dann kommt der Probianfkutscher. Die Knechte stürzen in die Kammer und umringen den Kutscher Niels. Er ist ein netter alter Mann. Sein Halstuch mit dem feinen Knoten sitzt wie gegossen und auf seiner Sonntagsmütze ist kein Stäubchen zu sehen; Wangen und Kinn sind frisch rasiert, und der von den Dhren abwärts und um das Kinn herum laufende schmale Bartstreifen frisch gestutzt. Das milde Antlitz erhellet ein stilles Lächeln, als er sagt: „Na, ja, ja, nur immer ruhig, Ihr Burschen, Ihr werdet Eure Sachen schon kriegen!“

Er hat einen leichten Rausch und wenn er spricht, wird sein Atem in der kalten Knechtstammer sichtbar.

Er zieht aus allen Taschen hervor und verteilt. „Hier ist Kautabak. Und hier ist Kautabak. Und hier ist noch mal Kautabak. Das ist von Schmalfeldts. Hier ist Pflaster und Salbe und die Hustenmedizin. Hier ist Geldbeutel und Papier, da können viele Liebesbriefe darauf geschrieben werden, und Tinte und Federn. Er wendet sich still dem Stallknecht zu: „Hier ist etwas für Dich, Anders! und reicht ihm ein in Zeitungspapier eingewickeltes Päckchen, aus dem ein Teil eines Bruchbandes hervorschaut.“

„Hier ist ein Leibriemen für Dich, Hans, und Stahl-draht für Harmonikafedern, Jens Trost, nun brauchst Du Dich also nicht mehr zu grämen, Trösterchen, he! Und ein Messer mit weißem Griff . . .! Wo ist der mit den Locken? . . . Bitte schön — ein weißes Messer mit einem Schwan, eins von den echten.“

Niels untersucht noch weiter seine Taschen . . .

„Meins hast Du wohl vergessen!“ sagt einer enttäuscht.

„Vergessen! Ach, nee, wir wissen wohl, was wir tun, hehe — ungefähr wenigstens — bitte schön! — Nicht zu vergessen — hier eine Flasche Magenbitter . . . Das ist ein famoseres Getränk! — Und Deine Uhr war nicht fertig . . . So, nun ist's alle, he!“

Niels wischt sich nach der langen Rede den Mund mit den Fingern, um zu sehen, ob sich in den Mundwinkeln nicht noch etwas Saft vom Kautabak befindet, und befühlt seinen Bart, ob er noch ordentlich sitzt.

Niels ist überhaupt ein Mann der Ordnung.

Und Niels ist der erste, der aus der Flasche kosten darf, bevor er geht.

Und dann wird es ganz still in der kalten Kammer.

Nis vertieft sich in das Bild des Tabakbeutels, als wäre es das herrlichste Gemälde, Hans läßt die Finger liebevoll über den gestickten Leibriemen gleiten, als wäre er aus Seide, und der Gelockte lächelt seinem Zweimarkmesser zu, als wäre es aus reinem Silber.

Jeder, der etwas bekommen hat, läßt es unzählige Male von einer Hand in die andere wandern und betrachtet es schweigend.

Danach werden alle Gegenstände herumgesehen, man betrachtet sie von allen Seiten und prüft ihr Gewicht.

Als wären diese Kleinigkeiten teuer und kostbar und ganz dazu angetan, die Gedanken aller Menschen zu fesseln.

Ganz ruhig und still ist es in der kalten Kammer, deren Wände wie schmutziges Eis starren. Feucht und schmutzig sind die dunklen Federbetten, die zusammengeklumpt in den Holzbetten liegen, feucht sind die Steine des Fußbodens, und wo sie fehlen, sieht man Löcher, aus denen die Matten die schwarze Erde emporgewühlt haben.

Als die Finger die neuen Sachen genügend befühlte haben und die Hände vor Kälte ganz blaurot geworden sind, trinken alle aus der Flasche. Und sie paffen, daß der Tabakrauch wie Wolken vom Herbsthimmel durch den araffen dunklen Raum zieht und die schwelende Flamme eines einzigen Talglichts schwach wie ein verschleierter Mond hindurchschimmert.

Es ist nichts mehr da, was die Aufmerksamkeit fesselt. Einige lassen sich hinterrücks aufs Bett fallen, andere gehen in die Kammer des Stallknechts Anders hinein. Jens Trost fingert am Federwerk einer gebrechlichen Saitenharmonika, was er schon während der letzten acht Tage getan hat, und schlägt von Zeit zu Zeit die kalten Hände aneinander. Der blondlockige Knecht dagegen sitzt vor einem Fegen Zeitungspapier, dessen Inhalt er mit weit aufgerissenen Augen verschlingt.

Neben dem Stallknecht auf dem Tisch sitzt Laust und läßt sich gnädig die Schuldigungen gefallen, die die umherstehenden Knechte ihr darbringen, während Anders von ihrem Leben und ihrer Lebensweise erzählt.

„Die ist, weiß Gott, so klug wie 'n Mensch!“ sagt einer. „Wie 'n Mensch, ja!“ ruft Anders.

Er zieht die Tischschieblade heraus. „Seht hier, hier ist ihr Vesperbrot. Sag' ich „nix“, dann rührt sie es nicht an. Sag' ich dagegen: „bitte schön“, dann —. Ihr könnt ja selbst sehen, wie gut es ihr bekommt.“ Anders streicht Laust den Pelz glatt, und die anderen schauen bewundernd zu.

Laust selber scheint mit ihrem Dasein sehr zufrieden zu sein. Aber sie ist ja auch Oberkase.

In der Knechtstammer hält man inzwischen eine Mattenjagd ab. Eine ist ins Bettstroh geraten und zwei andere können ihre Löcher nicht finden. Die Knechte werfen mit Stiefeln und Holzschuhen, mit Stöcken und Kleidungsstücken, mit allem, dessen sie habhaft werden können; sie stoßen sich, laufen gegeneinander, lassen sich zur Erde fallen und fallen auf- und übereinander.

Und sie rufen und lachen.

Doch die Matten gleiten hastig auf der Diele hin und her wie schwarze an der Schuur gezogene Ventel: sie versuchen, an Mauer und Türrahmen emporzuklettern, und dann fallen die ungeschickten Körper wieder klatschend herab.

Die eine ist hinter einer Kiste in die Klemme geraten. Sie quiekt laut, als die Knechte sie todrücken.

(Fortf. folgt.)

Cäsars Tod.

Nach dem Norwegischen von Hans Guenther.

Das Zelt wurde heute abend nicht geöffnet, die Lichter nicht angezündet. Aber der große leinene Vorhang, der den Eingang verschloß, wurde zur Seite gezogen und eine Lampe auf den Tisch gestellt, deren Licht auf zwei Plakate fiel, auf denen mit großen Buchstaben stand: „Erster Platz 50 Pf., Zweiter Platz 25 Pf.“ Neben der Lampe saß eine Frau in altem, gesicktem, verblichenem Krivot. Ein kleiner Affe mit lebhaften klugen Augen spielte mit einer Garnrolle, während ein blau und roter Papagei in seinem Ring schaukelte, den Hals streckte, die Flügel spreizte und seine gellenden Rufe ausstieß.

Ab und zu blieb ein Vorübergehender vor den großen, bunten Bildern an den Zeltwänden stehen und betrachtete die Darstellungen des Löwenbändigers. Die Kleinen saßen krampfhaft die Hand der Mutter, die Großen fragten den Vater: „Wann beginnt es?“

Dann blieben sie eine Weile stehen und warteten, die drohigen Sprünge und Grimassen des Affen beobachtend und das glänzende Gefieder des Papageien bewundernd. Aber das Zelt blieb dunkel. Die große Trommel, die das Orchester der Darstellungen bildete, blieb stumm.

„Da muß etwas passiert sein,“ sagte der Mann, der mit seinem Sohn vor dem Zelt stand. Und in diesem Augenblick stieß die Frau an dem Tisch einen tiefen Seufzer aus und trocknete sich mit einem großen, bunten Taschentuch die Augen. Es stand nämlich sehr schlecht um Cäsar, ihren alten Reisegefährten, mit

denen sie so viele Jahre lang das Land durchzogen hatten. Er war die Ernährungsquelle der ganzen Familie, all ihre Kinder hatte er zur Welt kommen sehen, und sie alle hatten ihn lieb, spielten mit ihm, ließen ihre Kleinen zittern durch seine weiche, gelbe Mähne fahren — und nun lag der gute Cäsar auf dem Tod, der Tierarzt hatte das Urteil über ihn gesprochen.

Es war allerdings nicht leicht für ihn, einen so ungewöhnlichen Patienten zu untersuchen. Als die Tür des Käfigs vor ihm geöffnet worden war, hatte der alte Löwe ein so merkwürdig tiefes Röcheln hören lassen, daß er unwillkürlich ein paar Schritte zurückgewichen war. Jedoch der Tierbändiger hatte ihn bald beruhigt. Gehorsam und zärtlich hob er den gewaltigen Kopf des Tieres zu sich empor und rief mit weicher zitternder Stimme: „Cäsar! Cäsar!“

Der Löwe ließ es widerstandslos geschehen. Wie ein krankes Kind lag er da und betrachtete den Tierarzt mit seinen vor Müdigkeit verschleierte Augen.

„Wie alt ist er?“ fragte dieser. „Ganz genau weiß ich es nicht,“ antwortete der Mann. „Wir haben ihn seit fünfzehn Jahren.“

„Wie lange ist er schon krank?“

Der Tierbändiger legte behutsam den Kopf des Löwen auf den Boden zurück, der Tierarzt fühlte sich nun vollkommen beruhigt und begann, das Tier zu untersuchen. Inzwischen erzählte sein Herr, wie die Krankheit begonnen hatte, beschrieb genau die ersten Symptome und berichtete, daß das arme Tier seit zwei Tagen gar nichts genossen habe. Der Löwe betrachtete bald den einen, bald den anderen, als verstehe er ihre Unterhaltung. Er hob ein wenig den Kopf und schlug mit der Zunge auf das Stroh seines Lagers.

Hinter dem Manne hatte sich dessen ganze Familie versammelt: der älteste Sohn, ein Knabe von etwa 15 Jahren, die Mutter, eine noch hübsche, junge Frau, mit dem Neugeborenen auf dem Arm und einem blonden, kleinen Mädchen an der Hand. Ohne sich zu rühren, standen sie furchtsam da und wagten kaum zu atmen.

Zwei kleine Petroleumlampen beleuchteten spärlich das Zelt und verbreiteten einen unangenehmen Dunst. Ab und zu zerrte der Wind an der Leinwand und bewegte den Vorhang hin und her.

In einem Zinngesäß lag ein Krokodil und schlief einen schweren Schlaf, ohne sich zu rühren. Eine große Bulldogge lag zusammengekauert auf einem Strohhäufchen und verdaute in Ruhe. In einer Ecke des Zeltes hingen an eisernen Haken große Stücke Fleisch, von denen das Blut herabtröpfelte.

„Was meinen Sie dazu, Herr Doktor?“ fragte der Vater.

„Ja, ich kann Ihnen nicht viel Tröstliches sagen; das alte Tier kann nicht mehr lange leben.“

„Meinen Sie wirklich, daß es nicht mehr zu erhalten ist?“

„Nach meiner Ueberzeugung nicht. Ich gebe ihm höchstens noch ein paar Tage.“

Der Mann fuhr sich mit der Hand über die Stirn und schob seine vertragenen Mütze mechanisch zur Seite. Seine Frau saß schwer auf die Holzstühle, ihr blondes, kleines Mädchen drückte sich noch enger an sie, nur der Sängling lachte.

„Mutter, Mutter, wein' nicht!“ sagte der älteste Knabe.

„Ja, Sie müssen entschuldigen,“ sagte der Vater mit schlecht verborgener Bewegung, „aber wir haben so viele Jahre mit ihm zusammen gelebt — er war so gut — wir lieben ihn alle so sehr. Wir waren kaum verheiratet, als wir ihn kauften. Damals hätten sie ihn in seinem Käfig laufen und springen sehen müssen, wenn die Lichter angezündet waren. Und brüllten tat er, daß die Zuschauer vor Zorn schauerten. Anfangs wollte er nicht über die Barriere sehen, aber schließlich tat er es doch, mit weit offener Schnauze und gestreckten Klauen. Er war entsetzlich anzusehen; aber die Zuschauer trampelten vor Begeisterung. Da wir ihn nie schlugen, sondern ihn immer nur gut behandelten, wurde er zahmer und zahmer und brüllte nur noch zur rechten Zeit, um die Zuschauer zittern zu machen. Sie müssen nämlich wissen, Herr Doktor, es ist mit den Tieren wie mit den Menschen; sie sind nur schlamm, wenn man sie quält. Und was für Kunststücke konnte er machen! Er gab die Pose, er sprang ein-, zweimal, ja, so oft man es von ihm verlangte, durch flammende Reifen. Er balancierte auch auf einer großen Eisenstange und tat, als ob er tot wäre, wenn man eine Pistole auf ihn abfeuerte. Ja, man kann wohl sagen, daß er ein wirklicher Künstler war! Und so zahm war er. Wenn die Tänzerin hereinkam und beim bengalischen Licht ihren Serpentinanz auführte, blieb er ganz ruhig in seiner Ecke sitzen, nur ab und zu öffnete er seinen gewaltigen Rachen und sah das Publikum mit müden, zerstreuten Wliden an. Eines Abends vergahen wie, die Tür seines Käfigs zu schließen. Als wir des Morgens herzukamen, lag er ganz ruhig neben dem Hunde und sah uns mit so bittenden Augen an, daß wir nicht über ihn schelten konnten.“

Er sprach langsam und mit leiser Stimme, wie man in einem Krankenzimmer zu sprechen pflegt. Liebevoll rief er ab und zu das Tier beim Namen. Und dann hob der alte Löwe den Kopf und schlug mit dem Schwanz, als wolle er seine Dankbarkeit an den Tag legen für all die ihm erwiesene Güte.

An der weinenden Frau und den schluchzenden Kindern vorüber ging der Arzt dem Ausgang zu.

„Ja, Sie müssen schon entschuldigen,“ wiederholte der Mann beständig.

In der Nacht ging es leidlich gut. Cäsar hörte auf zu wimmern

und gegen Morgen schien er langsam zu erholen. Er lag zusammengekauert, und es sah fast aus, als wollte er sich wieder erholen. Aber am nächsten Abend verschlimmerte sich sein Zustand. Es ging zu Ende. Man hatte die Kinder in dem Wagen zur Ruhe gebracht. Die Frau dachte, daß sie nicht die Kraft hatte, im letzten Augenblick dabei zu sein und blieb bei den Kleinen. Nur der Vater und der älteste Sohn waren bei dem sterbenden Löwen und beobachteten jede seiner Regungen. Die rauhe Junge hing ihm weit aus dem Maul, er atmete mühsam und laut pfeifend. Plötzlich gab es einen mächtigen Ruck durch den großen Körper. Er setzte sich auf und erhob sich auf seine schwachen Beine.

„Cäsar, Cäsar!“ rief der Vater. Doch schon war er wieder zurückgefallen und lag nun ausgestreckt auf dem Boden. Mit Anstrengung aller Kraft streckte er die eine Pfote vor, wie er es so oft vor dem Publikum getan hatte, um ihm für seinen Weisfall zu danken. Aber noch ehe sein Herr sie fassen konnte, hatte Cäsar sich zusammengerollt und alle vier Pfoten von sich gestreckt. Er war tot.

Vater und Sohn blieben einen Augenblick unbeweglich stehen. Sie waren vor Kummer fast erstarrt. Der Knabe trat dann zu dem Tier heran, nahm seinen Kopf in die Hände und hob ihn auf. Er sank schwer zurück. Auf den Zehenspitzen verließen sie beide das Zelt.

„Nun?“ fragte die Frau, als der Mann zu ihr trat.

„Er ist tot,“ antwortete er leise.

Ohne ein Wort zu sagen, sahen sie sich alle drei an. Dann umarmte der Mann seine Frau und seinen Sohn. Tiefe Stille herrschte in dem Wagen. An der Decke bildete die kleine Lampe einen runden Fleck. Auf der Kommode tickte die kleine Weckuhr. Draußen pffte der Wind und zerrte an dem Zelt.

Am nächsten Tage blieben die Vorübergehenden vor dem geschlossenen Zelt stehen und lasen eine Aufschrift, die mit großen schwarzen Lettern auf ein weißes Stück Papier gemalt war: Wegen Todesfall geschlossen.

Der Urstoff des Weltalls.

Von H. Falkenfeld.

Zu den durch die Bildung unserer Zeit schwirrenden Schlagworten gehört auch das von dem verwirklichten Traum der Alchemisten. Seitdem es dem englischen Physiker gelungen ist, aus dem Element Nadium das Element Helium durch den freiwilligen Zerfall des Nadiums zu erhalten, stellen sich viele wissenschaftlich gebildete Menschen vor, es sei nur mehr eine Frage der Zeit, wann der Mensch aus Eisen Gold, aus jedem Urstoff einen beliebigen anderen machen könne.

Wenn es nun auch damit noch gute Weile haben mag, so befreundet sich aber auch die wissenschaftliche Chemie unserer Tage mit dem Gedanken, daß es eine sehr unvollkommene Ansicht vom Bau der Welt sei, wenn wir derselbe annehmen. Die Erde mit allem was auf ihr lebt und ebenso alle anderen Gestirne bestünden aus etwa 80 Urstoffen, die man Elemente nennt und von deren Herkunft man nichts weiß.

Schon wenn man ein wenig nachforscht, wie denn dieser Begriff dieses Urstoffes entstanden sei, gelangt man bald darauf, daß bei seiner Entstehung der menschlichen Unvollkommenheit eine sehr bedeutende Rolle zukam.

Das erste Element, das man entdeckte, konnte vor kurzem sein hundertjähriges Jubiläum feiern. Der berühmte englische Chemiker Davy stellte es her, als er zum erstenmal Potasche unter den Einfluß der damals neu entdeckten Voltaschen Batterie brachte. Es geschah damals etwas, was man im ersten Uberschwung für ein Wunder hielt. Es schied sich aus der Potasche durch die Elektrizität ein weißes Metall aus, das so leicht war, daß es auf dem Wasser schwamm. In dem Augenblick aber, da es das Wasser berührte, flammte es auch auf und verbrannte mit weißblendender Flamme.

Davy nannte diese neue unbekannte Substanz Potassium. Später erhielt sie den Namen Kalium, und da es gar nicht gelang, sie mit der größten aller bekannten Naturkräfte, mit der Elektrizität, weiter zu zerlegen, wurde sie als Urstoff, als Element bezeichnet. Mit Hilfe des elektrischen Stromes wurde bald ein weiteres Element: das Natrium hergestellt, bald auch das Barium, das Calcium usw. Davy und seine Zeitgenossen waren sich aber dabei klar, daß es sich nur um „noch nicht weiter zerlegbare“ Stoffe handle, später aber verlor sich dieser Vorbehalt und man gewöhnte sich daran, die Elemente als die echten, von Anfang der Zeiten und auch für immer bestehenden Bausteine der Welt anzusehen, aus deren Kombination alle vorhandenen Körper Zustandekommen.

Daran glaubte alle Welt, mit Ausnahme der Philosophen und einiger Chemiker, die (in jeder Generation seit Davy waren sie an den Fingern abzuzählen) daran festhielten, daß die Welt einheitlich, die vielen Elemente aus einander oder aus einem Urlement entstanden sein müssen. Schon im Jahre 1815 machte einer dieser Zweifler, der englische Arzt Dr. W. Prout, darauf aufmerksam, daß die sehr verschiedenen Atomgewichte der Elemente (sie besagen, um wie viel schwerer die gleiche Menge eines Elements als Sauerstoff ist), in höchst merkwürdiger Weise voneinander abweichen. Verschiedene Elemente sind in dieser Hinsicht genau ein Vielfaches des Wasserstoffes, woraus Prout den Schluß zog, sie seien keine Elemente, sondern aus Wasserstoff gebildet.

Das hat man zuerst geglaubt, dann bekämpft, bezweifelt, und als Gegenbeweis hat man neue Wägungen angestellt, die ergaben, daß die Lehre von der Multiplikation der Wasserstoffatome falsch sei. Da geschah etwas Unerwartetes. Im Jahre 1840 stellte der große französische Chemiker Dumas neuerdings das Atomgewicht des Kohlenstoffes als genau das Zwölffache des Wasserstoffes fest. Vierundzwanzig Jahre später war ein weiterer bedeutender Fortschritt erzielt. Der Engländer Newlands bemerkte, daß, wenn man die Elemente in der Reihe ihrer Atomgewichte zusammenstellt, jedes achte dann bestimmte Eigenschaften seiner Vorgänger wiederholt. Und dort, wo diese Regel nicht zutrifft, müssen wir eine Lücke der Kenntnisse annehmen, die sich denn auch wirklich schon mehrfach durch neu entdeckte Elemente ausfüllen ließ. Auf solchen Erfahrungen beruht die Kunde der chemischen Grundüberzeugungen, die zu der Auffstellung des „periodischen Systems der Elemente“ durch den Deutschen Lothar Meyer und den Russen Dimitry Mendelejew führte.

Wer noch Zweifel daran hegt, daß alle Elemente zusammengepackte Körper seien, die sich als ein „Vielfaches von Wasserstoff“ chemisch auffassen lassen, mit anderen Worten als eine Kombination von Wasserstoffatomen, dem bot die Spektralanalyse des Himmels gerade in neuester Zeit wieder Beweise über Beweise.

Die Sternforschung hat gezeigt, daß in der Sonne fast alle wesentlichen Elemente des Erdballs vertreten sind. Aber sie sind in einem anderen Mengenverhältnis da als in der irdischen Welt. Die Atmosphäre der Sonne enthält riesige Mengen Wasserstoff. In dem Spektrum anderer Sonnen, nämlich in dem vieler Fixsterne erkennen wir fast ausschließlich nur Wasserstoff, so z. B. in dem des Sirius, der als die heißeste aller Sonnen gilt. Der Sirius ist eine weiße Sonne; die Sonne, die unsere Tage beleuchtet, ist schon in einem späteren Entwicklungsstadium. Sie gilt für eine rote Sonne; in ihrem Spektrum überwiegt das Eisen und andere Schwermetalle.

Aus solchen Einsichten bildete sich allmählich das kühne Weltbild des modernen Chemikers, dem zuerst der englische Forscher J. Lockyer Ausdruck verlieh; wofür man auf ihn das Ehrenprädikat eines „Darwins der chemischen Welt“ prägte.

Der moderne Chemiker sagt sich, daß, wenn schon unsere Sonne aus weniger Elementen bestehe als die Erde und die noch „elementareren“ weißen Sonnen überhaupt nur aus Wasserstoff bestünden, wohl dieses das einzige Element, der wahre Urstoff der Welt sei, zumindestens diesem Urstoff am nächsten stehe.

Auch ohne die Wunder des Nadiums glaubt der Chemiker von heute an eine Umwandlung und Entwicklung der Elemente, weil er sie nicht mehr für Urstoffe, sondern für zusammengesetzt hält.

Freilich ist dies alles nur eine Hypothese, und noch dazu eine luftige, die im Streit der Meinungen steht und mannigfachen Befestigungen bedarf. Aber schon, daß man so kühne Gedanken im Ernst zu diskutieren wagt, zeigt, wohin der Weg der Geistesentwicklung führt.

Wenn der Physiker es gelernt hat, die ganze bunte Erscheinungswelt des Geschehens als Ausströmung, sagen wir Wellenbewegung einer einheitlichen Urkraft, als die sich immer deutlicher die Elektrizität vorstellt, aufzufassen, so kommt ihm nun der Chemiker nach mit dieser Idee vom einheitlichen Urstoff der Welt, und wenn beide nun sich einigen, den Stoff nur als Ausdrucksform der Energie aufzufassen, so erscheint hier schon von ferne das künftige Weltbild. Es ist ein vergeistigtes Bild der Welt, das man aus diesen Entwicklungslinien der Wissenschaft ahnt, und alles deutet darauf hin, daß die Philosophie unserer Enkel ein neuer naturwissenschaftlicher Idealismus sein wird.

Kleines Feuilleton.

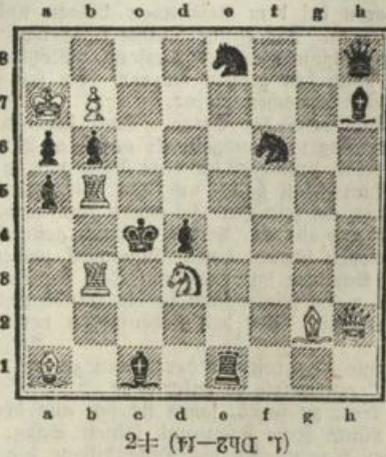
Technisches.

Schwindeltricks der Kinofabrik. Man sieht oft im Kino Filmaufnahmen, deren Herstellung einem nur unter den allergrößten Schwierigkeiten möglich erscheint, und immer wieder wird ja auch berichtet, wie ganze Expeditionen in ferne Länder ausgerüstet und die kompliziertesten Vorkehrungen getroffen werden, um die Darstellung irgend eines spannenden Dramas zu ermöglichen. Es gibt aber auch allerlei Geheimnisse in den Kinofabriken, durch die auf einfache Weise eine Aufnahme erzielt wird, deren Zustandekommen sich der Laie gar nicht vorstellen kann. Ueber solche kinematographischen Kunststücke berichtet Ernst Schmidt in einem Aufsatz, der bei der Deutschen Verlagsanstalt in einem Zeitschrift „Ueber Land und Meer“. Es soll z. B. eine Person von einem Auto überfahren werden. Dazu sind zwei einander ähnlich gemachte Personen nötig: ein Mann mit und einer ohne Beine. Dem Krüppel werden hölzerne umkleidete Schenkel angebunden. Der Gesunde liegt nun sichtbar betrunken mitten auf der Straße. Das Auto rast heran und hält dicht vor dem daliegenden Körper. Dann wird das Objektiv geschlossen und der Gesunde durch den Krüppel ersetzt. Nach Öffnung des Objektivs geht darauf das Auto über die Polyschenkel hinweg und hält wieder. Man reißt dem Ueberfahrenen die Hand zum Aufstehen. Inzwischen ist das Objektiv wieder geschlossen und der Krüppel durch den Gesunden ersetzt worden, der nun zum Erlaunen des Publikums heil und ganz aufspringt.

Schach.

Unter Leitung von E. Klavin.

Unser Turnier. Motto: „Stella“.



2- (N-270 T)

Spanisch.

Petersburg 1909. (Die Anmerkungen in „“ sind von Dr. Em. Lasker.)

Dr. Em. Lasker. R. Teichmann.

1. e2-e4, e7-e5; 2. Sg1-f3, Sb8-c6; 3. Lf1-b5, a7-a6; 4. Lb5-a4, Sg8-f6.

5. Dd1-e2

Zu dieser Variante gelangte die Partie durch folgende Umstellung von Zügen: 5. 0-0, Lf8-e7; 6. Dd1-e2, b7-b5 (falls 6. . . 0-0, so 7. LxS, d6; 8. Sxe5, Dd4?; 9. Sd3, Dxe4; 10. DxD, SxD; 11. Te1 zc. oder 6. . . . d6; 7. Td1, Lg4; 8. e, 0-0; 9. d4 zc. dem Texte analog; 7. La4-b3, d7-d6; 8. c2-c3, 0-0; 9. d2-d4, e5xd4 (auf Lg4 folgt Td1, dem Texte analog nebst event h2-h3 oder d4-d5) 10. e3xd4, Lc8-g4; 11. Tfl-d1. (Siehe die Stellung nach dem 11. Zuge von Weiß in gegenwärtiger Partie.)

5. Lf8-e7

Zwingender ist 5. b7-b5, um nach 6. La4-b3 mit 6. . . . Lf8-e7 (d6; a4) 7. c2-c3, 0-0 zc. die Fortsetzung im Text herbeizuführen. Hingegen findet 5. . . . b5; 6. Lb3, Lc5 im Wand über d2-d3 nebst Lc1-e3 eine gewisse Schattenseite. (Mit oder ohne Einschaltung von a4, Tb8; ab, ab.)

6. c2-c3 b7-b5

Sonst LxS nebst Sxe5.

7. La4-b3

Zu betrachten käme: 7. Lc2, d5; 8. d4, Lg4; 9. ed, LxS! (Dxe5?; Lb3) 10. DxL, Dxe5; 11. DxD, SxD; 12. dxe5, Sxe5. J. B. 13. Sd2, Sd4; 14. g3, Sed3?; 15. Kf1, SxL; 16. TxS, 0-0-0; 17. Sb3, Sd3; 18. LxS, TxL; 19. Ke2, Thd3; 20. Thd1 zc.

7. 0-0

8. d2-d4

Nicht gut wäre: 8. Ld5, Lb7; 9. Sxe5, SxL; 10. exd5, SxS; 11. DxS, Ld6 nebst Te8? zc.

8. d7-d6

9. 0-0

Zu erwägen ist: 9. Lc1-e3 (h3, Lb7; Sbd2, Dd7; Sfl, Tae8; Sg3, Ld5 zc.) 9. Sc6-a5; (Sxe4?; Ld5) 10. Lb3-c2, Sa5-c4; 11. Le3-c1 zc. (oder auch 11. h3, SxL; 12. DxS zc.)

9. Lc8-g4

10. Td1-fl e5xd4

Andere Fortsetzungen erscheinen fraglich. J. B.: 10. Dd7; 11. dxe5, Sxe5 (LxS überläßt dem Gegner das Läuferpaar) 12. SxS, LxD; 13. SxL, LxT? (SxS! käme in Betracht) 14. SxS?, LxS; 15. LxL zc.

Ober 10. Dc8; 11. h3, Lh5; 12. g4, Sxg4 (Nuch auf Lg6 kam! Ld5 folgen) 13. Ld5, Sf6; 14. LxS, Dxe5; 15. Td3, Sg4?; 16. Df1 zc.

11. e3xd4

(Siehe Anmerkung zum 5. Zuge von Weiß.)

11. d6-d5

„Es drohte e4-e5 nebst Ld5.“

12. e4-e5 Sf6-e4

13. Sb1-c3 Se4xc3

14. b2xc3 f7-f6

„Verrißt. Wichtig war zuerst 14.

Sa5; 15. Lc2.“ Falls nunmehr

15. f6 (auch nicht erzwungen)

so konnte 16. h3? wegen 16.

LxS nicht geschehen.

15. h2-h3!

„Nunmehr bildet der Zug einen entscheidenden Sturmangriff auf den schwarzen Königsflügel.“

15. Lg4-h5

„Ober 15. Le6; 16. of, Tx6;

17. Lg5, Tg6; 18. Le2 zc. Ober

15. Lc8 (Auf Lf5 ebenfalls

g2-g4) 16. a4 zc. mit biverfen

Drohungen, wie z. B. auch Da2.“

Hingegen ist der Abtausch auf f3

hier ohne Einschaltung der Bg6

Sa5; Le2 wie in der vorletzten An-

merkung wegen des ungedeckten Bd5

unmöglich.

16. g2-g4 Lh5-f7

Etwas besser war Le8.

17. e5-e6

„Dieses Waqnis verlangte genaue

Berechnung eines jeden Tempos.

Dem Schwarz bemächtigt sich des

wichtigen Feldes d6 und kommt auch

dazu, mittels f6-f5 den Bes an-

schneidend von seinen Hflstruppen

abzuschneiden.“

17. Lf7-g6

Auch hier hätte Le8 mehr Wider-

stand leisten können.

18. Sf3-h4 Sc6-a5

19. Sh4xg6!

„Bei 19. Le2, LxL; 20. DxL,

Se4; 21. f4, Sd6; 22. f5, Se4 zc.

wären nur die zum Angriff nötigen

Bahnen gesperrt.“

19. h7xg6

20. Lb3-c2 f8-f6

21. Kg1xh1 Le7-d6

22. g4xf5 Dd8-h4

23. De2-f3 g6xf5

24. Td1-g1

„Nun droht sowohl Lg5 als Lx6, Df6; Dg2 zc.“

24. f5-f4

25. Tg1-g4 Dh4-h6

26. e6-e7! Ld6xe7

27. Lc1xf4 Dh6-e6

„Schwarz gab gleichzeitig auf;

dem 28. Tg4xg7! entscheidet so-

fort.“

Ober: ein Einbrecher klettert an der senkrechten Mauer eines Hauses empor, um durch das Dachfenster einzusteigen. Das Publikum fragt sich, wie das möglich ist. Es ist aber nur ein gemaltes Haus, auf dem der Dieb am Boden entlang kriecht und das von oben aus aufgenommen wird.

Wie mag wohl der Flug eines Aeroplans über den Armeekanal aufgenommen werden? Man fragt sich, ob der Apparat sich in einem darunter hinfahrenden Schiff oder in einem noch höher darüber fliegenden zweiten Flugzeug, Luftschiff oder Lenkballon befindet. Nichts von alledem. Der Kinooperator spart sich die Reise nach dem Armeekanal und die Fahrt übers Wasser, er macht die Aufnahme in der Fabrik und stellt sich die Sache mit einfachem Kinderspielzeug zusammen. Der Kanal ist nichts weiter als ein mit Wasser gefüllter Kasten. In diese das Meer darstellende Blechwanne werden zwei große aus der Vogelperspektive gemalte Landschaften gesetzt, von denen die eine die französische und die andere die englische Küste darstellt. Auf dem Armeekanal schwimmen einige winzige Schiffe. Ueber diese Attrappe hin „fliegt“ nun eine kleine Flugmaschine, die an zwei Fäden hängt und mit Hilfe einer Latte langsam von einer Küste zur anderen bewegt wird. Auf dem „Meer“ wird künstliche Wellenbewegung erzeugt, indem ein elektrischer Ventilator Wind macht, der beliebig vom leichtesten Säufeln zum gewaltigen Orkan verstärkt werden kann. Ueber dem Ganzen schwebt an einem Gerüst der Aufnahmeapparat, dessen Filmband von einer Rolle ab- und auf die andere aufgewickelt wird. Hierbei geht es vor dem photographischen Objektiv vorbei, und nun erfolgt Aufnahme auf Aufnahme. Dabei kommt natürlich auch der Faden, an dem das Flugzeug hängt, mit auf die Bilder, aber der wird dann nach der Aufnahme wegetouchiert.

Nicht anders verhält es sich mit der Darstellung einer „Eisenbahnkatastrophe“. Während der Zuschauer alle Entsetzen des Unfalles in Lebensgröße erschauernd vor sich sieht, macht die Aufnahme einen grotesk komischen Eindruck, denn auf einem nicht allzu geräumigen Tisch ist ein Landschaftsmobell aufgebaut, und der Eisenbahnzug sowie alle anderen einzelnen Gegenstände sind einer Spielzeugschachtel entnommen und geben nun in einer komischen Disputwelt die graufigen Ereignisse der Wirklichkeit täuschend wieder.

Das Feuer unter Wasser. Die Technik legt in letzter Zeit immer größeren Wert auf die Schaffung neuer und die Ausbildung schon bekannter Kraftquellen. Besonders der alten Dampfmaschine rückt man energisch zu Leibe. Die bei der Verbrennung der Kohlen unter dem Dampfessel auftretenden kolossalen Verluste haben zu der Erkenntnis geführt, daß das Ideal der Zukunft die Vergärung der festen Brennstoffe bei gleichzeitiger Gewinnung der Nebenprodukte (Ammoniak und Teer) bildet. Seitdem es gelungen ist, nicht nur das Gas in Gasmaschinen, sondern auch den Teer in den Dieselmotoren mit höchster Wirtschaftlichkeit zu verwenden, hat diese Art der Energieausnutzung immer weitere Verbreitung gefunden. Andererseits sind aber auch die Feuerungstechniker nicht müßig gewesen, um Wege zu finden, die bei Dampfanlagen auftretenden Verluste nach Möglichkeit einzuschränken. So ist unter anderem in der flammenlosen Oberflächenverbrennung eine Möglichkeit geschaffen worden, eine nahezu vollkommene Verbrennung zu erreichen.

Von dem bisher in der Feuerungstechnik herrschenden Grundsatz, daß die durch Verbrennungsvorgänge erzeugte Wärme mittels der gut leitenden Wandungen des Dampfessels auf die in seinem Innern befindliche Flüssigkeit übertragen wird, weicht aber eine Erfindung ab, die jetzt nach jahrelangen Versuchen an die Öffentlichkeit tritt. Es handelt sich um eine Unterwasserfeuerungsanlage des Ingenieurs Dr. Brünle, über die Jaeger in der „Zeitschrift für Dampfessel- und Maschinenbetrieb“ berichtet. Nach mancherlei Mißerfolgen an Versuchseinrichtungen ist jetzt in einer rheinischen chemischen Fabrik ein Kessel in Betrieb, dessen bisherige Betriebsergebnisse einen vollen Erfolg des Systems bedeuten. Bei diesem fällt die Wärmeübertragung durch die Kesselwandungen gänzlich fort, vielmehr findet der Verbrennungsvorgang direkt in der Flüssigkeit — Wasser, Lauge usw. — statt. Die Anlage besteht aus dem sogenannten Entwickler, in dem die Flamme unter dem Flüssigkeitsspiegel brennt, und dem mit ihm durch zwei Rohrstangen verbundenen Sammler. Letzterer dient als Vorratsraum für die zu verdampfende Flüssigkeit und als Sammler für die aus der Verbrennung sich entwickelnden Gase. Als Brennstoff kann Teeröl oder ein anderes Gas benutzt werden, das mit einer entsprechenden Menge Luft gemischt wird. Zum Betrieb des Kessels wird der Brenner in dem Entwickler zunächst angeheizt, bis sich an der Brennermündung ein Flammenkegel bildet. Nunmehr tritt aus dem Sammler die Flüssigkeit langsam in den Entwickler ein, bis sie den Brenner ganz umgibt, wobei letzterer gleichzeitig gelöscht wird. Als bald gerät durch unmittelbare Uebertragung der Wärme des Flammenkegels die Flüssigkeit in heftiges Wallen. Die Verbrennungsgase — Kohlenäure und Stickstoff — treten mit dem entwickelten Dampf nach dem oberen Teil des Sammlers über, wobei große Mengen der Flüssigkeit mitgerissen werden. Der Flüssigkeitsstand im Sammler ist auffallend ruhig; auch scheidet sich hier nur wenig Dampf aus. — Ein großer Vorzug der neuen Vorrichtung ist noch der, daß es zu keiner Kesselsteinbildung kommen soll.